

Eine Brücke zwischen Ost und West

Friedrichshain und Kreuzberg als Verflechtungsraum

Als Christoph Kleßmann in den 1990er Jahren erstmals seine Überlegungen zu einer »asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte« formulierte, war ein solcher Ansatz nicht unumstritten.¹ Wenn beide deutschen Nachkriegsgesellschaften überhaupt zusammen beschrieben wurden, so geschah dies meist im Modus einer normativ aufgeladenen Kontrastgeschichte. Auch die Frage nach Verflechtungen und Transfers stieß seinerzeit angesichts der noch hitzig geführten Debatte um den historischen Vergleich und die jüngere Kulturtransferforschung auf Widerstände.² Heute haben sich diese Auseinandersetzungen längst überholt. Die Frage nach Verflechtungsprozessen bedarf nicht länger einer besonderen Legitimation. Ganz im Gegenteil: Seit Jürgen Kockas Kritik an der Verinselung der DDR-Forschung dient das Verflechtungsparadigma vielfach als Rechtfertigung, um sich überhaupt noch mit der Geschichte der DDR zu beschäftigen.³ Eine integrierte deutsche Nachkriegsgeschichte⁴ erscheint heute nahezu selbstverständlich und wird inzwischen selbst von ehemaligen Kritikern betrieben.

1 Die Begriffsgeschichte der »asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte« ist nicht leicht zu rekonstruieren. Bernd Faulenbach notiert, er habe die Begriffsbildung von Christoph Kleßmann erstmals in den frühen 1990er Jahren auf einer Tagung gehört. Vgl. Faulenbach, Bernd (Hg.): *Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten*, Essen 2005. Nachweislich findet sich der Begriff »asymmetrisch verflochtene Beziehungsgeschichte« erstmals in der Einleitung eines von Christoph Kleßmann mitherausgegebenen Sammelbandes. Vgl. Kleßmann, Christoph (Hg.): *Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte*, Berlin 1999.

2 Vgl. Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002) 4, S. 607–636.

3 Jürgen Kocka äußerte sich 2003 kritisch über die DDR-Forschung und regte an, stärker als bisher transnationale Perspektiven aufzugreifen. Vgl. Kocka, Jürgen: Der Blick über den Tellerrand fehlt. DDR-Forschung – weitgehend isoliert und zumeist um sich selbst kreisend, in: *Deutschland Archiv* 36 (2003) 5, S. 764–769.

4 Vgl. Kleßmann, Christoph: Konturen einer integrierten Nachkriegsgeschichte, in: *APuZ* 53 (2005) 18–19, S. 3–11.

Eine umfassende Synthese zur integrierten deutschen Nachkriegsgeschichte steht immer noch aus.⁵ Sie ist dem Anspruch nach ein schwieriges und überaus komplexes Unterfangen. So erscheint es sinnvoll, die vielfältigen Aspekte der deutsch-deutschen Verflechtung in einem überschaubaren lokalen Maßstab zu untersuchen. So sollen im Folgenden mit Friedrichshain und Kreuzberg zwei Berliner Altstadtbezirke miteinander in Beziehung gesetzt werden, die entlang der Spree direkt aneinandergrenzen, aber von 1945 bis 1989/90 auf unterschiedlichen Seiten der städtischen, nationalen und globalen Systemkonkurrenz lagen.⁶ Kreuzberg gehörte zum amerikanischen Sektor und war ein Teil von West-Berlin. Friedrichshain lag im sowjetischen Sektor und gehörte somit zum Ostteil Berlins, der Hauptstadt der DDR. Der Reiz an dem Vergleichspaar ist, dass die Bezirke eine Art historische Versuchsanordnung bilden. Bis 1945 gehörten sie beide zum Armenhaus der sozialräumlich stark segregierten Reichshauptstadt. Nach dem Umbruch von 1989/90 haben sie sich wieder stark angenähert, und seit der Berliner Bezirksreform von 2001 bilden sie sogar einen gemeinsamen Stadtbezirk. Die Jahre der Teilung in der Zeit dazwischen bieten sich daher fast idealtypisch an für eine »asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte« im Kleinen.

Selbst im kleinen Maßstab kann eine integrierte deutsche Nachkriegsgeschichte jedoch nicht auf eine *histoire totale* abzielen und sämtliche Bereiche der gemeinsamen Verflechtung erzählen wollen. Es bedarf vielmehr einiger ordnender Perspektiven, die einer vergleichenden Untersuchung zugrunde liegen müssen.⁷ Der Blick auf das Wechselverhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit erscheint hier besonders lohnend: Zum einen erlaubt die Frage nach Öffentlichkeit und Privatheit im Sinne des Soziologen Hans Paul Bahrtd einen klassischen stadthistorischen Zugriff auf die Nachkriegsgeschichte Berlins.⁸ Das genuin städtische Wechselverhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit entwickelte sich in den Jahren der Teilung in Ost und West produktiv weiter. Der verstärkte Rückzug ins Private ging einher mit der Entstehung neuer urbaner

5 Erste Ansätze bieten die jeweils vergleichend angelegten Aufsätze in dem Sammelband Kleßmann, Christoph/Lautzas, Peter (Hg.): Teilung und Integration. Die doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte als wissenschaftliches und didaktisches Problem, Bonn 2005.

6 Einen guten Überblick über die Geschichte Friedrichshains und Kreuzbergs bietet der Beitrag zur stadthistorischen Entwicklung in: Mende, Hans-Jürgen/Wernicke, Kurt (Hg.): Berliner Bezirkslexikon Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin 2003, S. 11–65.

7 Vgl. Jarausch, Konrad H.: »Die Teile als Ganzes erkennen«. Zur Integration der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 1 (2004) 1, S. 10–30.

8 Vgl. Bahrtd, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Opladen 1998 (zuerst 1961).

Teil- und Gegenöffentlichkeiten.⁹ Private und öffentliche Räume wurden neu gestaltet, besetzt und gegen politische Zugriffe verteidigt. Ein massenmedialer, transnationaler Raum verband den Osten mit dem Westen und prägte die Ausgestaltung privater Lebensstile auf beiden Seiten der Mauer.

Zum anderen bietet die Frage nach Öffentlichkeit und Privatheit eine neue und unverbrauchte Perspektive auf die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte.¹⁰ Voraussetzung hierfür ist, dass man beide Begriffe ihrer normativen Emphase entkleidet und für die DDR die Existenz einer öffentlichen Sphäre nicht von vornherein ausschließt, weil es sich um eine Diktatur handelte, die keinerlei Form von Öffentlichkeit zuließ. Sinnvoll erscheint vielmehr, nach öffentlichen und privaten Räumen zu fragen, die es auf beiden Seiten gab. Dabei sollen die fundamentalen Unterschiede zwischen Ost und West nicht verdeckt werden. Ziel ist vielmehr eine in zweierlei Hinsicht *geteilte* Geschichte, die unter den Voraussetzungen der politischen *Teilung* auch nach *geteilten* Herausforderungen auf beiden Seiten fragt.¹¹

Zu diesen gemeinsamen Herausforderungen gehörten in Friedrichshain und in Kreuzberg nach 1945 die marode Bausubstanz aus der Kaiserzeit, ein hohes Maß an Kriegszerstörung und die hieraus resultierende Wohnungsnot. Hierauf fanden beide Seiten ähnliche Antworten. Weite Teile des baulichen Erbes wichen zunächst einer Kahlschlagsanierung und großen Neubaukomplexen, während die restlichen gründerzeitlichen Bauten systematisch dem Verfall überlassen wurden. In diesen vernachlässigten Mietskasernenvierteln entwickelte sich ein besonderes Milieu aus verbliebenen ärmeren Schichten und zugezogenen Aussteigern, die in den Nischen der Altbauten private Freiräume für ein nonkonformes Leben suchten.¹² Dabei gab es freilich auch Unterschiede: In Kreuzberg konnten sich neue Öffentlichkeiten und alternative Wohn- und Lebensformen wesentlich freier, wenn auch längst nicht konfliktfrei entfalten. Auch spielte hier der Zuzug von Migranten anders als im Osten der Stadt eine überaus zentrale Rolle und prägt bis heute die Wahrnehmung von Kreuzberg.¹³

9 Vgl. Requate, Jörg: Öffentlichkeit und Medien als Gegenstand historischer Analyse, in: Geschichte und Gesellschaft 25 (1999) 1, S. 5–32.

10 Vgl. Nolte, Paul: Öffentlichkeit und Privatheit. Deutschland im 20. Jahrhundert, in: Merkur 60 (2006) 6, S. 499–512.

11 Vgl. hierzu aus globalhistorischer Perspektive Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini: Einleitung. Geteilte Geschichte – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 7–49, hier S. 17.

12 Vgl. Häußermann, Hartmut/Andreas Kappan: Berlin. Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990, Opladen 2000, insbesondere S. 57–85.

13 Vgl. Düspohl, Martin: Kleine Kreuzberggeschichte, Berlin 2009, insbesondere S. 108–148.

Die Geschichte Friedrichshains und Kreuzbergs kann angesichts vieler vergleichbarer Phänomene als Parallelgeschichte erzählt werden und vor allem auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede abheben. Wo aber lassen sich konkrete Verflechtungen zwischen Friedrichshain und Kreuzberg ausmachen? Was ist überhaupt unter Verflechtung zu verstehen: gegenseitige Wahrnehmung, soziale Beziehungen oder kulturelle Transfers mit produktiven Aneignungsprozessen? Und welchen Mehrwert bringt die verflechtungsgeschichtliche Perspektive für die Berliner Nachkriegsgeschichte? Diesen Fragen wird im Folgenden zunächst anhand von zwei Fallbeispielen nachgegangen, die einerseits vor, andererseits nach dem Mauerbau angesiedelt sind.¹⁴ Abschließend sollen einige methodische Problemdimensionen der Verflechtungsgeschichte Friedrichshains und Kreuzbergs diskutiert werden.

Verflechtung durch Vergnügen: Die Kreuzberger Grenzkinos

Die moderne Vergnügungskultur ist ein wichtiger Motor von Verflechtungsprozessen. Zwar besitzt und reproduziert die Vergnügungskultur viele feine Unterschiede. Sie überwindet aber gleichermaßen räumliche und soziale Grenzen. Hierin liegt ein wichtiger Grund, warum das populäre Vergnügen vielfach stark politisiert wurde, obwohl es zunächst vor allem dem Bedürfnis nach Unterhaltung entsprang.¹⁵ Dies gilt auch für den massenhaften Besuch von DDR-Bürgern in West-Berliner Grenzkinos zwischen 1950 und 1961.¹⁶ Allein in Kreuzberg gab es nahe der Sektorengrenze insgesamt zehn Kinos,¹⁷ die vor allem auf den Besuch der Friedrichshainer Nachbarn ausgerichtet waren, aber auch Besucher aus der gesamten DDR anzogen. Die große Attraktivität der Kreuzberger Grenzkinos lag in dem reichhaltigen Angebot an publikumswirksamen Unterhaltungsfilmern zu ermäßigten Preisen.

Hier konnten die Ost-Berliner Kinos nicht mithalten. Sie wiesen mehrheitlich einen maroden Zustand auf und besaßen eine überalterte Kinotechnik, die zumeist noch aus Vorkriegszeiten stammte. Insgesamt produzierte die östliche Seite zu wenige neue Spielfilme, von denen zu wenige Kopien im Umlauf waren, um das große Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen. Entscheidend war

14 Die folgenden Fallbeispiele greifen Forschungen auf, die in unterschiedlichen Projektkontexten am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) entstanden sind.

15 Vgl. Hochmuth, Hanno: Vergnügen in der Zeitgeschichte, in: APuZ 60 (2012) 1–3, S. 33–38.

16 Zu den Grenzkinos vgl. insbesondere Lemke, Michael: Vor der Mauer. Berlin in der Ost-West-Konkurrenz 1948 bis 1961, Köln u. a. 2011, S. 483–509.

17 Vgl. Gesammelte Materialien zu den Grenzkinos in Kreuzberg, Archiv des Museums Friedrichshain-Kreuzberg (KBA) sowie die Internetseite <http://berliner-grenzkinos.de> (letzter Zugriff 26.3.2013).

jedoch, dass die meisten Filme in den Ost-Berliner Kinos einen belehrenden Duktus hatten. Eine Vielzahl der ostdeutschen Filme spielte in der Produktion, der aber die Kinogänger gerade entfliehen wollten.¹⁸ Viele wählten daher lieber den Weg in die westlichen Kinos, die einen temporären Eskapismus von den alltäglichen Zumutungen des SED-Regimes versprachen. Das öffentliche Vergnügen in den Kreuzberger Grenzkinos bedeutete für die ostdeutschen Besucher somit einen Rückzug ins Private.

Für die Betreiber der Grenzkinos warf der große Zustrom von ostdeutschen Kinogängern deutliche Gewinne ab. Zwar zahlten diese gegen Vorlage ihres DDR-Personalausweises nur 50 Pfennig pro Vorstellung und nachmittags oft sogar nur 25 Pfennig. Dafür aber füllten sich die Kinos auch noch in jenen Jahren, als durch das Fernsehen an vielen anderen Orten bereits das breite Kinosterben einsetzte. Die Betreiber der grenznahen Kinos konnten dagegen auch noch in den späten 1950er Jahren ganze Wäschekörbe voll Eintrittsgelder einnehmen. Zudem waren die Kreuzberger Grenzkinos auf Betreiben der amerikanischen Besatzungsmacht von der Entrichtung der Vergnügungssteuer an den Senat befreit. Dies verschaffte den Kinobetreibern an der Grenze einen erheblichen Wettbewerbsvorteil gegenüber den Amüsierbetrieben im Hinterland.¹⁹

Das Kreuzberger Erfolgsmodell stieß im Ostteil auf scharfe Kritik. Der SED war das alltägliche »geistige Grenzgängertum«²⁰ der Ost-Berliner Bevölkerung und deren Interesse an amerikanischen Produktionen ein politisches Ärgernis. Außerdem widersprachen die gezeigten Filme den ästhetischen Prämissen von guter Unterhaltung, die in der DDR aus der Weimarer Arbeiterkulturbewegung tradiert wurden. Ein zweckfreies Vergnügen, das nicht der Bildung und Erbauung des Publikums diene, war in der Unterhaltungskonzeption der SED bis in die 1970er Jahre hinein nicht vorgesehen.²¹ Dies erwies sich langfristig als zentraler Nachteil in der deutsch-deutschen Systemkonkurrenz, die nicht zuletzt auf dem Feld der populären Medien ausgetragen wurde.²²

Aber auch in West-Berlin wurde die mangelnde Qualität der Western und Gangsterfilme, die in den Grenzkinos gezeigt wurden, moniert. Hier entsprangen die ablehnenden Stimmen vor allem einem antiamerikanischen, kulturkri-

18 Vgl. Lemke: Vor der Mauer, S. 487–489.

19 Vgl. ebd., S. 495–497.

20 Vgl. Meyen, Michael: Geistige Grenzgänger. Medien und die deutsche Teilung. Ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 1 (1999), S. 192–231.

21 Vgl. Mühl-Benninghaus, Wolfgang: Unterhaltung als Eigensinn. Eine ostdeutsche Medien-geschichte, Frankfurt a. M. 2012.

22 Vgl. Lindenberger, Thomas (Hg.): Massenmedien im Kalten Krieg. Akteure, Bilder, Resonanzen, Köln u. a. 2006.

tischen Gestus, der seine Ursprünge in den paternalistischen Schmutz-und-Schund-Kampagnen seit der Jahrhundertwende hatte²³ und in den 1950er Jahren noch weit verbreitet war.²⁴ Kinobetreiber und Senat stritten eifrig über die Qualität der Filme nicht nur in den Grenzkinos. Die Debatte mündete 1958 schließlich in einen Gesamtberliner Kulturplan, der die Kinokonsumenten aus dem Osten ausdrücklich mitberücksichtigte. Nur sogenannte Prädikatsfilme, denen die amtliche Filmbewertungsstelle Wiesbaden das Siegel »wertvoll« oder »besonders wertvoll« zuerkannte, wurden noch staatlich subventioniert. Dies tat der Attraktivität der West-Berliner Grenzkinos indes keinen Abbruch. Da Ostbesucher ihre Eintrittskarten nunmehr zu einem festgelegten Umtauschkurs von eins zu eins direkt in Ost-Mark erstehen konnten, stieg die Zahl der ostdeutschen Besucher in den West-Berliner Grenzkinos sogar noch auf monatlich bis zu 600 000.²⁵

Dieser Zustrom wurde von der SED nicht nur beargwöhnt, sondern auch aufmerksam verfolgt. Ost-Berliner Funktionäre gehörten zu den besten Kennern des West-Berliner Kinoprogramms. Es gab Versuche, vom Gegner zu lernen.²⁶ 1956 konnten während des politischen »Tauwetters« in der DDR die Ost-Berliner Kinos durch Konzessionen an den Publikumsgeschmack und westliche Importe (mit Ausnahme von US-Filmen) zwischenzeitlich aufholen. Auch wurden in Ost-Berlin Grenzkinos eingerichtet, die ihrerseits westliche Besucher anziehen sollten, indem sie die Möglichkeit boten, populäre Westfilme im Osten billiger zu sehen. Sie erzielten jedoch trotz ermäßigter Preise für Erwerbslose nicht den erhofften Erfolg. Die Berliner Kinokonkurrenz entschied der Westen eindeutig für sich.²⁷ Erst der Bau der Berliner Mauer hielt die ostdeutschen Besucher aus den West-Berliner Kinos fern. Damit brach den Grenzkinos schlagartig ihre ökonomische Basis weg. Noch im Laufe des Jahres 1961 schlossen allein fünf der zehn Kreuzberger Grenzkinos.²⁸

Das Beispiel zeigt, wie sehr auch der Westen mit dem Osten verflochten war. Dies galt insbesondere für die Zeit vor 1961. Michael Lemke spricht für das

23 Vgl. Maase, Kaspar: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970, Frankfurt a. M. 1997; ders.: Was macht Populärkultur politisch? Wiesbaden 2010, S. 79–111.

24 Vgl. Poiger, Uta G.: Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley 2000.

25 Vgl. Lemke: Vor der Mauer, S. 501–504.

26 Dies galt in den 1960er bis 1980er Jahren auch für zahlreiche Anleihen des DDR-Fernsehens bei den westdeutschen Rundfunkanstalten. Vgl. Hochmuth, Hanno: Feindbild und Leitbild. Westfernsehen in der DDR, in: Aust, Martin/Schönpflug, Daniel (Hg.): Vom Gegner lernen. Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M./New York 2007, S. 271–292.

27 Vgl. Lemke: Vor der Mauer, S. 497–501.

28 Vgl. <http://berliner-grenzkinos.de> (letzter Zugriff 26.3.2013).

geteilte Berlin vor dem Mauerbau von einer Verflechtungsgesellschaft.²⁹ Ungeachtet der starken Politisierung beider Stadthälften in der Hochzeit des Kalten Krieges blieben die Gesellschaften der beiden Teilstädte bis 1961 auf vielfältige Weise miteinander verwoben. Dies galt insbesondere für den Bereich des Alltags, zu dem auch öffentliche Vergnügungen wie das Kino gehörten, die von den Zuschauern auf private Weise angeeignet wurden. Die Kreuzberger Grenzkinos verbanden somit sowohl den Osten und den Westen als auch Öffentlichkeit und Privatheit.

Verflechtung durch Aneignung: Die Kommune 1 Ost

Nach dem Mauerbau konnten sich die meisten DDR-Bürger kein direktes Bild vom Westen mehr machen. Gleichwohl wurden sämtliche westliche Moden und Trends im Osten weiterhin aufmerksam verfolgt und sich auf spezifische Weise angeeignet. 1969 gründeten in Friedrichshain zwei Ost-Berliner Paare die »Kommune 1 Ost«. Ihr Vorbild waren die öffentlichkeitswirksamen West-Berliner Ansätze, alternative Lebensformen in einem selbstbestimmten Wohnumfeld zu praktizieren. Erika Berthold, eine der Friedrichshainer Kommunarinnen, erinnert sich:

»Es war nicht leicht, in Ost-Berlin eine große Wohnung zu finden. Franziska und Gert wohnten damals in Friedrichshagen in einem alten Bürgerhaus und tauschten diese Wohnung gegen eine nicht so nobel gelegene, aber einigermaßen geräumige Dreizimmerwohnung in Friedrichshain, in der Samariterstraße. Angeregt durch die Kommunen in West-Berlin, beschlossen wir, dort zusammenzuziehen. Im Frühsommer 1969 zogen wir ein. Jedes Paar bewohnte ein Zimmer. Dann gab es noch ein Kinderzimmer, eine Kammer und ein Bad, in dem, wie in allen Kommunen, das Klo ständig verstopft war, und eine große Küche. Uns kam das luxuriös vor.«³⁰

Auch die Programmatik der westlichen Wohn- und Lebensformen eigneten sie sich an. Wie ihre westlichen Vorbilder wollten die vier jungen Friedrichshainer dem »Eheknast« entkommen und erprobten die sexuelle Revolution. Das

29 Michael Lemke betont, »dass sich bis 1961 aufgrund der historisch gewachsenen Verflechtungen in Berlin und aktueller besonderer Beziehungen in Kultur und Alltag Merkmale für eine systemübergreifende ›gemischte‹ Gesellschaft herausbildeten, die auf der Grundlage relativer Offenheit bzw. Systemdurchlässigkeit durch einen mehrdimensionalen Austausch innerhalb (und trotz) des Kalten Krieges zustande kamen«. Im Mauerbau sieht Lemke nicht zuletzt auch eine Reaktion auf die zunehmende alltägliche Verflechtung des politisch geteilten Berlins. Vgl. Lemke: Vor der Mauer, S. 20.

30 Berthold, Erika: Die Kommune 1 Ost, in: Kätzel, Ute (Hg.): Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration, Berlin 2002, S. 221–237, hier S. 228.

Private war auch hier das Politische. Die Freizügigkeit scheiterte aber bald an verletzten Gefühlen. Als ähnlich schwierig erwies sich eine gleichberechtigte Haushaltsführung, wie sich Erika Berthold erinnert:

»Im Alltag hatten wir die gleichen Probleme wie die Kommunen im Westen. Die Männer haben sich zu wenig im Haushalt und für die Kinder eingesetzt. Darüber wurden Protokolle geschrieben, und es gab Kommuneversammlungen, bei denen die Männer zu einem anderen Verhalten verdonnert wurden, was nicht lange gut ging.«³¹

Die geschilderten Konflikte der »Kommune 1 Ost« waren ähnlich wie in westlichen Kommunen. Die Bewohner waren ganz anders. Bei den Friedrichshainer Kommunarden handelte es sich um Kinder der ostdeutschen Nomenklatura und um politische Dissidenten. Einer von ihnen war ein Sohn von Robert Havemann. Das Jahr zuvor hatten sie teilweise im Gefängnis verbracht, weil sie öffentlich gegen die Zerschlagung des Prager Frühlings demonstriert hatten. Die Gründung der Kommune war für sie zunächst eine Flucht ins Private, in einen gesellschaftlichen Rückzugsraum der ostdeutschen Nischengesellschaft.³² Zugleich war die »Kommune 1 Ost« jedoch auch offen für die unterschiedlichsten Besucher. Nicht nur Wolf Biermann war ein häufiger Gast, auch Journalisten aus dem Westen kamen wiederholt zu Besuch, um über die Kommune zu berichten. Sie bekamen aber zu hören: »Ihr könnt kommen und Spaghetti essen, aber drüber schreiben is' nich'«, wie sich Erika Berthold erinnert, »und wir haben uns auch nicht fotografieren lassen. Wir wollten unser schönes Kommuneleben nicht aufs Spiel setzen, bloß damit irgendeiner in *Konkret* einen Artikel schreibt.«³³

Der Kontakt zu Besuchern aus dem Westen bot den Friedrichshainer Kommunarden persönliche Anknüpfungspunkte für die Aneignung westlicher Wohn- und Lebensformen. Die »Kommune 1 Ost« ist schon von der Wahl ihres Namens her ein Beispiel für Verflechtungsprozesse zwischen den alternativen Milieus in den Bezirken Friedrichshain und Kreuzberg. Dabei handelte es sich in den 1960er Jahren zunächst noch um ein punktuelles Phänomen.³⁴ Die Kommune zog bald weiter in den Ost-Berliner Bezirk Mitte und löste sich bereits ein Jahr später wieder auf. Alternative Lebensformen wurden im Verlauf der 1970er und 80er Jahre jedoch verstärkt auch anderswo in Friedrichshain praktiziert. Abgesehen von der gezielten Überwachung durch die Staatssicher-

31 Ebd., S. 229.

32 Vgl. Gaus, Günter: *Texte zur deutschen Frage*, Darmstadt 1981, S. 27 f.

33 Berthold: *Die Kommune 1 Ost*, S. 230.

34 Von einer »Diskursgemeinschaft Ost-West«, wie Ute Kätzel schreibt, kann hier nicht die Rede sein. Vgl. Kätzel, Ute: *Kommune 1 Ost*, in: *Der Freitag*, 20.12.2002, S. 8.

heit wurden die Altbaugebiete in Friedrichshain lange vernachlässigt. Ähnlich wie die alten Mietskasernenviertel in Kreuzberg sollten die Friedrichshainer Altbauten nach und nach abgerissen und durch industriell vorgefertigte Neubauten ersetzt werden. Bis dahin wurde in die Altbauten kaum mehr investiert. Die Häuser und ihre Bewohner wurden weitgehend sich selbst überlassen. Genau dies bot vielen Bewohnern die Chance auf eine residuale Privatheit in einem spezifischen Milieu von Aussteigern und Zurückgelassenen, das sich aus den prekären A des Ostens zusammensetzte. Hierzu zählten vor allem Alte, Ausreiseantragsteller und Alleinerziehende.³⁵

Beispielhaft wird dieses Milieu im DEFA-Spielfilm »Die Legende von Paul und Paula« dargestellt, der 1973 in Friedrichshain gedreht wurde. Paula (Angelica Domröse) lebt in einem verfallenen Altbau in der Singerstraße, in dem sich noch ein altes Flohokino befindet. Sie findet jedoch nicht die Zeit, um in die (westlichen) Kinofilme zu gehen, sondern muss vor dem Haus mühevoll die aufgetürmten Kohlebriketts auflösen, um ihre bescheidene Wohnung warm zu bekommen. Als alleinerziehende Mutter und Kassiererin in einer Kaufhalle teilt sie die Doppelbelastung vieler ostdeutscher Frauen. Ihr Geliebter Paul (Winfried Glatzeder) ist dagegen ein junger, aufstrebender Funktionär, der im neu errichteten Plattenbau auf der anderen Straßenseite eine moderne Wohnung bezogen hat. Zum Anfang und zum Ende des Films sind Originalaufnahmen zu sehen, wie die Altbauten nach und nach gesprengt werden, um den Neubauten Platz zu machen. Der Film wird somit zum Zeitdokument des städtebaulichen Umbruchs in Friedrichshain zu Beginn der 1970er Jahre.

Hiermit ging auch ein sozialer Wandel einher, den der Film von Heiner Carow unterschwellig thematisiert. Eine breitere öffentliche Thematisierung der Kahlschlagsanierung und ihrer sozialen Folgen blieb jedoch aus. Während in Kreuzberg eine kritische Gegenöffentlichkeit und eine höchst sichtbare Hausbesetzerszene entstanden, um die Altbauten mitsamt den hier gewonnenen privaten Freiräumen gegen Sanierungsabsichten und Vermieterinteressen zu verteidigen, herrschten in Ost-Berlin andere Bedingungen für die Entstehung von Öffentlichkeit. Auch in Friedrichshain gab es illegale Wohnungsbesetzungen. Dieses sogenannte Schwarzwohnen wurde von der Kommunalen Wohnungsverwaltung (KWV), der oft schlicht der Überblick über die leerstehenden Wohnungen fehlte, meist geduldet und bisweilen nachträglich legalisiert.³⁶ Im Vergleich zu den öffentlichen Hausbesetzungen in Kreuzberg verlief das Schwarzwohnen in Friedrichshain jedoch meist still. So wie die »Kommune 1 Ost« nicht an Öffentlichkeit interessiert war, blieben auch die

35 Vgl. Häußermann/Kapphan: Berlin. Von der geteilten zur gespaltenen Stadt?, S. 69–72.

36 Zum Schwarzwohnen in der DDR vgl. Grashoff, Udo: Schwarzwohnen. Die Unterwanderung der staatlichen Wohnraumlenkung in der DDR, Göttingen 2011.

Schwarzwohner überwiegend im Privaten, um die gewonnenen Freiräume nicht zu gefährden.

Der Aneignung alternativer Wohn- und Lebensformen waren somit ebenso enge Grenzen gesetzt wie in vielen anderen Lebensbereichen in der DDR auch.³⁷ Dies hatte entscheidende Folgen für das Wechselverhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit. Während Wohnungsfragen in Kreuzberg das bestimmende öffentliche Thema waren, wurden sie in Friedrichshain abseits der staatlichen Propaganda eher im Privaten verhandelt. Öffentliche Hausbesetzungen gab es hier erst 1990. Insbesondere im kommunalpolitischen Vakuum zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung entwickelte sich Friedrichshain nach dem Kreuzberger Vorbild zum zweiten großen Experimentierfeld für die alternative Ausgestaltung von Öffentlichkeit und Privatheit. Den Höhepunkt bildete in diesem Zusammenhang die Besetzung der Mainzer Straße im Jahre 1990 und deren gewaltsame Räumung durch den rot-grünen Berliner Senat, der hierüber zerbrach.³⁸ Doch dies fällt bereits in die Zeit des Gesamtberliner Transformationsprozesses nach der Wende, der die grenzüberschreitenden Transfers zwischen Ost- und West-Berlin ablöste.

Problemdimensionen der Verflechtung

Abschließend sollen einige Problemdimensionen der Verflechtung am Beispiel Friedrichshains und Kreuzbergs diskutiert werden, um einige Schwierigkeiten im Gebrauch des Verflechtungsparadigmas anzudeuten. Gegenüber einer bloßen Kontrastgeschichte von Demokratie und Diktatur besitzt der Ansatz einer »asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte« den großen Vorteil, dass deutlich wird, wie sehr beide Seiten trotz der politischen Teilung aufeinander bezogen und gegenseitig durchdrungen waren. Gleichwohl sollte die Frage nach Verflechtungsprozessen jedoch nicht das alleinige forschungsleitende Interesse einer integrierten deutschen Nachkriegsgeschichte bilden, sondern sich in eine breitere Perspektive einordnen, die gleichermaßen Gemeinsamkeiten und Unterschiede wie auch Verbindendes und Trennendes in den Blick nimmt.

Verflechtungsprozesse setzen prinzipiell zwei unterschiedliche räumliche Entitäten voraus, die über einen zeitlichen Verlauf in Beziehung zueinander

37 Vgl. Lindenberger, Thomas: Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung, in: ders. (Hg.): Herrschaft und Eigen- Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR, Köln u. a. 1999, S. 13 – 44, hier S. 13 – 36.

38 Vgl. Grashoff: Schwarzwohnen, S. 170 – 177.

treten.³⁹ Es kommt dabei entscheidend darauf an, die jeweiligen Verflechtungsprozesse raumzeitlich zu verorten und den historischen Wandel nicht außer Acht zu lassen. Die Grenzkinos sind hierfür ein gutes Beispiel. Sie waren in dieser Form innerhalb der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte nur in der durchlässigen Viersektorenstadt Berlin mit ihrem urbanen Ensemble und ihren kurzen Wegen möglich – und auch dies nur bis zum Bau der Berliner Mauer im August 1961. Bis zu diesem Zeitpunkt galten in Berlin mit seinem intensiven Grenzverkehr und -konsum besondere Bedingungen, die nicht mit dem übrigen Deutschland vergleichbar waren, das an der innerdeutschen Grenze bereits seit 1952 hermetisch in Ost und West getrennt war. Das geteilte Berlin war vor dem Mauerbau noch eine »kulturell und alltagspolitisch determinierte Verflechtungsgesellschaft«, die gegenüber verschiedenen politischen Einflüssen und konfrontativen Zuspitzungen eine weitgehende Resistenz, beachtliche Stabilität und Flexibilität entwickelt hatte.⁴⁰

Nach dem Mauerbau übernahmen auch in Berlin die audiovisuellen Massenmedien, das Radio und vor allem das Fernsehen, die Funktion als wichtigstes Verflechtungsmoment zwischen Ost und West. Entscheidend war hierfür, dass sich das Fernsehen etwa zeitgleich mit dem Mauerbau als Massenmedium durchsetzte.⁴¹ Es löste für die Friedrichshainer Bevölkerung die Grenzkinos nicht nur als Ort des Vergnügens ab, sondern auch als kultureller Transferkanal. Gegenüber den sehr konkreten Verflechtungsprozessen vor dem Mauerbau ergibt sich jedoch das analytische Problem, dass sich die Verbreitung und der Konsum überregionaler audiovisueller Medien auf städtischer Ebene nur schwer lokalisieren lassen. Die Medienöffentlichkeiten waren zumindest in Bezug auf das Fernsehen nicht regional, sondern national geprägt und verbanden die Menschen in einer häuslichen Rezeptionssituation, die sich auch angesichts des Zuschnitts der zeitgenössischen Zuschauerforschung nicht leicht erfassen lässt.⁴² Medienbiografische Zeitzeugengespräche bieten hier nur begrenzt einen Ausweg, da sich aus ihnen zwar generationelle, berufsspezifische und milieuabhängige Mediengewohnheiten ableiten lassen, aber kein spezifisches Friedrichshainer Fernsehverhalten.⁴³ Es machte keinen entscheidenden Unter-

39 Vgl. Werner/Zimmermann: Vergleich, Transfer, Verflechtung, S. 618.

40 Vgl. Lemke: Vor der Mauer, S. 20.

41 Vgl. Schildt, Axel: Der Beginn des Fernsehzeitalters. Ein neues Massenmedium setzt sich durch, in: ders./Sywottek, Arnold (Hg.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 477–492.

42 Vgl. Meyen, Michael: Kollektive Ausreise? Zur Reichweite ost- und westdeutscher Fernsehprogramme in der DDR, in: Publizistik 47 (2002) 2, S. 200–220.

43 Vgl. Hochmuth, Hanno: Politisiertes Vergnügen. Zum Konflikt um das Westfernsehen an Schulen in der DDR, in: Häußler, Ulrike/Merkel, Marcus (Hg.): Vergnügen in der DDR, Berlin 2009, S. 287–303.

schied, wo man in der DDR das Westfernsehen schaute, solange man sich nicht im »Tal der Ahnungslosen« befand.⁴⁴ Größere mediale Verflechtungsprozesse überwand die Grenze und machten folglich auch nicht an Stadtbezirksgrenzen halt. Der konkrete stadtgeschichtliche Blick ist insofern nicht nur ein möglicher Gewinn, sondern auch eine methodische Herausforderung für eine Verflechtungsgeschichte im audiovisuellen Zeitalter.

Es wird zumeist vorausgesetzt, dass die Verflechtung zwischen Ost und West sehr asymmetrisch war. So verweisen auch die beiden geschilderten Beispiele in die Richtung, dass sich die DDR ungleich stärker auf den Westen bezog als umgekehrt. Das Gleiche gilt gemeinhin für den grenzüberschreitenden Fernsehkonsum. Die Attraktivität des Westfernsehens im Osten war insgesamt wesentlich höher als umgekehrt.⁴⁵ Doch gab es auch in West-Berlin zahlreiche Liebhaber der alten UFA-Klassiker, die regelmäßig im DDR-Fernsehen ausgestrahlt wurden. Es empfiehlt sich ein genauere Blick, um weit verbreitete Annahmen hinsichtlich der einseitigen Wahrnehmung nicht unhinterfragt zu perpetuieren. Dann ergeben sich auch unterschiedlich gelagerte Asymmetrien zwischen Ost und West. So konnten sich nach dem ersten Passierscheinabkommen zwischen dem West-Berliner Senat und der Regierung der DDR seit Dezember 1963 insgesamt mehr Kreuzberger ein eigenes Bild von Friedrichshain machen als umgekehrt.⁴⁶ Während das Kreuzberg-Bild der Ost-Berliner sich fast ausschließlich aus medialen Repräsentationen des angeblichen »Szene-, Krawall- oder Türkenbezirks« Kreuzberg speiste, konnten West-Berliner nach Friedrichshain fahren und dort Volksfeste »ohne Kommerz« feiern und in der Karl-Marx-Buchhandlung günstig Klassiker erwerben. Dabei lässt sich allerdings auch innerhalb der Kreuzberger Bevölkerung eine gewisse Asymmetrie beobachten. Während alteingesessene Berliner auch nach dem Mauerbau häufig in den Osten der Stadt reisten und die dortige Entwicklung weiterhin wahrnahmen, ignorierten die zahlreichen nach 1961 zugezogenen Wahl-

44 Gemeint ist die Region um Dresden, in der man kaum Westfernsehen empfangen konnte. Vgl. Stiehler, Hans-Jörg: *Leben ohne Westfernsehen. Studien zur Medienwirkung und Mediennutzung in der Region Dresden in den 80er Jahren*, Leipzig 2001.

45 Dabei sollte dies nicht vorschnell zu dem Schluss führen, die Ostdeutschen hätten fast ausschließlich das Westfernsehen eingeschaltet. So eindimensional war die Verflechtung nicht. Der Medienkonsum in der DDR war vielmehr von einer doppelten Wahrnehmung gekennzeichnet. Die ostdeutschen Zuhörer und Zuschauer schalteten jeweils die Sender ein, die ihnen die beste Unterhaltung boten, und schalteten entsprechend zwischen ost- und westdeutschen Programmen hin und her. Vgl. Meyen, Michael: *Denver Clan und Neues Deutschland. Mediennutzung in der DDR*, Berlin 2003, S. 78 f.

46 Zum Passierscheinabkommen vgl. Rott, Wilfried: *Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948–1990*, München 2009, S. 222–225.

Kreuzberger weitgehend das östliche Gegenüber.⁴⁷ Für sie endete die Welt sprichwörtlich an der Mauer.⁴⁸

Verflechtung wird in Studien zur deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte oft als kompensatorische und tendenziell friedvolle Überwindung einer anormalen Teilung verstanden. Die Betonung von fortlaufenden Verflechtungen weist somit ein deutlich normatives und affirmatives Element auf, das eine eigentlich gegebene Einheit voraussetzt. Zwei Fragen lassen sich in Bezug auf Friedrichshain und Kreuzberg stellen, die einen solchen Zugang problematisieren. Zum einen muss gefragt werden, wie stark die beiden Bezirke *vor* 1945 miteinander verflochten waren. Angesichts der parallelen Existenz urbaner Infrastrukturen und einer ausgeprägten Kiezidentität im Berlin der Vorkriegszeit erscheint es nicht ausgeschlossen, dass vielleicht erst die Teilung in den ersten Nachkriegsjahren zu einer ausgeprägten Verflechtung der beiden Bezirke geführt hatte. Das Argument ließe sich bis in die Gegenwart weiterdenken, wenn man die alljährliche Wasser- und Gemüseschlacht, die auf der Oberbaumbrücke zwischen jungen Friedrichshainern und Kreuzbergern ausgetragen wird, als Indiz dafür nimmt, dass die beiden Bezirke seit ihrer Fusion im Jahr 2001 nicht so recht zusammenwachsen wollen und noch nach einer gemeinsamen Identität suchen. Dies gestaltet sich schwieriger als erwartet. Die lebensweltliche Angleichung auf beiden Seiten der Spree führt eher zu parallelen Kiezidentitäten. Der Anreiz für die Verflechtung während der Teilung lag dagegen vor allem in der Differenz zwischen Friedrichshain und Kreuzberg.

Zum anderen sollte die ganze Bandbreite der Verflechtung in den Blick genommen werden. So waren die getrennten Bezirke nicht nur durch den tendenziell friedlichen Austausch von Kunst, Kultur und Lebensstilen verbunden. Die oben skizzierten Beispiele bilden insofern nur einen eher positiven Ausschnitt der Verflechtungsbeziehungen zwischen Friedrichshain und Kreuzberg. Paradoxerweise besaß auch die monströse Grenze verbindende Elemente.⁴⁹ Sie trennte die beiden Bezirke gewaltsam und klammerte sie zugleich zusammen.⁵⁰ Deutlich wird dies am Beispiel der Oberbaumbrücke, die

47 Vgl. Schon, Jenny (Hg.): Wo sich Gott und die Welt traf. West-Berlin. Zeitzeugen erinnern sich an die ersten Jahre nach dem Mauerbau, Vechta 2011.

48 Vgl. Semler, Christian: 1968 im Westen – was ging uns die DDR an?, in: APuZ 51 (2003) 45, S. 3–5.

49 Erinnert sei an die Menschen, die zwischen 1961 und 1989 im Grenzbereich zwischen Friedrichshain und Kreuzberg in der Spree ertranken oder erschossen wurden. Vgl. Hertle, Hans-Hermann/Nooke, Maria u. a.: Die Todesopfer an der Berliner Mauer 1961–1989. Ein biographisches Handbuch, Berlin 2009.

50 Janet Ward bezeichnet die Berliner Mauer als symbolischen Reißverschluss, der beide Teile trennte und doch zusammenhielt. Vgl. Ward, Janet: Post-Wall Berlin. Borders, Space and Identity, London 2011, S. 68.

bereits vor der Teilung die einzige Straßenverbindung zwischen Friedrichshain und Kreuzberg war. 1961 verwandelte sie sich in eine von insgesamt acht hoch gesicherten innerstädtischen Grenzübergangsstellen (GÜSt) zwischen Ost- und West-Berlin. Als solche wurde die Fußgängerbrücke zu einer zentralen Schnittstelle im innerdeutschen Grenzverkehr. Zugleich war die Oberbaumbrücke jedoch auch ein wichtiger symbolischer Ort. Sie stand bildhaft für das Gegenüber auf der anderen Seite der Spree. Nicht zufällig wurde der westliche Brückenkopf regelmäßig zu Demonstrationen der Einheit mit den Brüdern und Schwestern im Osten genutzt.⁵¹ Die Symbole der Teilung bildeten insofern selbst ein Element der Verflechtung. So ist es kein Zufall, dass die Oberbaumbrücke heute das Wappen des gemeinsamen Bezirks Friedrichshain-Kreuzberg schmückt.

51 Vgl. Düspohl: Kleine Kreuzberggeschichte, S. 117.